

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 91.

Samstag, 1. April

1933.

DIE WEISSEN REIHER

ROMAN VON JENS ANKER

16. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er hörte ein halbersticktes Stöhnen hinter der Türe. Er zögerte noch einen Augenblick. Aber die Türe öffnete sich nicht. Noch nicht!

„Sie wird doch zulezt klein begeben“, dachte er triumphierend, als er langsam und unbekümmert die Treppe hinabstieg. „Die Drohung mit ihrem Mann hat gewirkt!“

Er löschte das Licht in dem Kabinett, mit Ausnahme der kleinen Leselampe, aus und setzte sich in einen der tiefen Sessel. Die Türe zum Gang ließ er offenstehen, so daß er ihn überblicken konnte.

Er hatte ein leises Geräusch gehört, als er das Zimmer betrat, und stellte fest, daß es wieder von dem Affen herrührte, der sich soeben fluchtartig im Salon in Sicherheit brachte.

Dann legte er seine Uhr vor sich hin und wartete.

Die Strahlen der grünen Lampe fielen auf das weiße Zifferblatt und ihren ziselierten Rand. Sie waren die einzige Lichtquelle in dem Zimmer, dessen Halbdunkel nur dann und wann durch einen Blick zerrissen wurde. Unheimliche Stille lag über dem Raum: mit dem schweigenden Manne in dem tiefen Stuhl und der unaufhörlich tickenden Uhr.

Jetzt waren die zehn Minuten vorüber!

Zweites Kapitel.

1.

Es war spät geworden. Es war zehn vorbei, als Billy nach Hause kam. Wegen des Gewitters war es ihm nicht möglich gewesen, zu telephonieren, und es hatte erst jetzt nachgelassen . . . um wahrscheinlich bald wieder aufzuleben! Er hatte nicht früher von Lord Arresdale loskommen können; dieser hatte ihm seine Kleinskulpturen bis auf die letzte abgekauft, und Bill hatte heilig und teuer versprochen müssen, ihn im Herbst mit Elena auf seinem Gut in Nordengland zu besuchen. Schließlich war es Billy doch gelungen, sich loszureißen. Es regnete immer noch, aber nur leise, und es war Halbdunkel. Es wehte ihn eine eigenartig wehmütige Stimmung aus Park Lane an, mit seinen menschenleeren Gärten und dunklen Fenstern. Warum stand wohl das Gartentor offen? Er hatte es doch vorher hinter sich geschlossen, als er nach der Stadt ging. Na! Vielleicht war ein Besuch gekommen. Oder auch der Postbote! Erst jetzt erinnerte er sich daran, daß ja die Abendpost ausgeblieben war. Ja, so würde es sich wahrscheinlich verhalten! Besuche konnten kaum in Betracht kommen, denn sonst müßte entweder im Salon oder im Atelier Licht sein. Aber es konnte ja auch sein, daß Li-Chang schon weggegangen war!

Billy holte seine Schlüssel aus der Tasche hervor, um

aufzusperrern, entdeckte aber zu seinem Erstaunen, daß die Entreeüre nicht geschlossen, sondern nur angelehnt war. Merkwürdig! Er ließ sie jetzt hinter sich ins Schloß fallen.

„Elena!“ rief er, als er in die Halle kam.

Aber niemand antwortete.

Er rief noch lauter: „Elena! Elena!“

Doch keine Antwort kam!

Na, vielleicht war sie schon zu Bett gegangen! Aber so früh? Und ohne vorher zugesperrt zu haben? Etwas, was sie sonst nie veräumte! Im Hause war sie auf alle Fälle, das konnte er feststellen, nachdem er das Licht in der Halle aufgedreht hatte.

Und Li-Chang ebenfalls! Auch er mußte noch da sein!

Es gab ihm unwillkürlich einen Ruck, als er das konstatierte: ihre Überkleider hingen da nebeneinander. Ihr Mantel und neuer Hut — und auch sein eleganter Paletot.

Und was konnten sie dann zum Teufel im Sinne haben, daß sie nicht antworteten, wenn er rief? Sollte es am Ende ein Spaß sein? Das hielt er für ziemlich unwahrscheinlich. Dazu wäre ein freundschaftlicheres Verhältnis, als wie es zwischen den beiden bestand, notwendig gewesen.

Er rief noch einmal:

„Hallo Elena! Hallo Li-Chang!“

Aber auch jetzt erhielt er keine Antwort. Ihm wurde unheimlich.

Er warf seinen Überzieher auf einen Stuhl und stürzte durch die Halle in das Kabinett hinein. In diesem Raume brannte übrigens doch ein Licht. Er hatte es nur vom Garten aus nicht sehen können. Die kleine grünbeschilderte Stehlampe verbreitete ja nur wenig Helligkeit um sich. Aber keine Spur von Li-Chang und Elena! Weder im Salon noch im Atelier oder in irgendeinem anderen Zimmer hier unten. Und oben konnten sie natürlich erst recht nicht sein. Was sollten sie dort? Aber vielleicht waren sie in das Souterrain gegangen? Dort hatte er einige Flaschen Wein liegen, die sein ganzer Stolz waren, und Li-Chang war ein großer Weinkenner. Vielleicht hatte ihm Elena — um die Zeit zu vertreiben — vorgeschlagen, dem Weinkeller einen Besuch abzustatten. Sehr wahrscheinlich war das zwar nicht, doch irgendwo mußten sie ja stecken, und die Kleider draußen in der Halle bewiesen deutlich, daß sie beide noch hier im Hause sein mußten.

Im Keller fand er sie auch nicht, obwohl er alle Räume untersuchte, bis auf einen einzigen, in dem das Obst aufbewahrt wurde und wozu scheinbar die Mädchen den Schlüssel hatten. Die Tür war wenigstens zugesperrt.

Er verstand nicht, was dies alles zu bedeuten hatte

und wurde ernstlich nervös: wo zum Teufel hatten sie sich versteckt — oder vielmehr, wo konnten sie sein? Denn selbstverständlich konnte es sich in Wirklichkeit nicht um ein „Versteckspielen“ handeln.

Er zündete das Licht überall an — eine Lampe nach der anderen. Aber das Licht machte ihm womöglich noch unheimlicher zumute. Es stellte ihn irgendwie bloß — lieferte ihn irgendeiner Gefahr aus, die ihm drohte. Aber welcher? Unsinn! Es war ja lächerlich!

Das Gefühl ließ sich jedoch nicht verschrecken, soviel er auch versuchte, dagegen anzukämpfen: es schwebte ihm etwas vor, die Ahnung von irgend etwas Schrecklichem, was plötzlich hervorpringen könnte. Er erschrak sogar über den scharfen Schatten, den er selbst warf, und begann das Licht wieder auszulöschen. Als er auf seinem Weg durch die Halle wieder am Kabinett vorbeikam, dessen Türe er hatte offenstehen lassen, durchrieselte ihn eine plötzliche Kälte — als würde er von den schwarzen Flügeln des Unheils gestreift. Er spürte sie fast körperlich und blieb wie festgenagelt auf dem dicken Teppich stehen. Es dauerte nur einige Sekunden, bis er seine Haltung wiedergewann, und doch zögerte er unwillkürlich, bevor er die Türe ganz öffnete. . . . so daß er das Zimmer vollständig überblicken konnte.

Im selben Augenblick war es wieder, als ob ihm ein Luftzug entgegenwehe, ein merkwürdiger, beklemmender Hauch, der seinen Mut lähmte und ihn durch seine Unheimlichkeit hypnotisierte!

Um's Himmelswillen, was war das nur?!

Er ballte die Fäuste und stieß einen Fluch aus — und schrak gleich darauf selbst darüber zusammen. Der brutale Ton schien eine Antwort zu verlangen — eine Antwort, die er fröstelnd erwartete, die aber nicht kam. Trotzdem schien sie überall in der Luft zu lauern; und mit ihr zusammen die Offenbarung irgendeines geheimnisvollen Grauens.

Nimm dich jetzt einmal zusammen, und sei nicht hysterisch wie ein altes Weib, ermahnte er sich selbst und fing an, von seinem Standort in der Türöffnung aus das Zimmer systematisch zu untersuchen, Stuhl für Stuhl, Tisch für Tisch, Bild für Bild!

Die kleine Lampe brannte unangefochten weiter. Selbstverständlich tat sie das! Aber zum Teufel nein! Nicht einmal das war so „selbstverständlich“. Auch über ihr lag etwas Absonderliches. Sie erschien ihm in ihrer Unbefangtheit geradezu mißtrauenerweckend. Diese ganze Ruhe überhaupt! Daß nicht alles zitterte und eingeschüchtert war wie er unter der Wirkung des selben Alpdrucks der nervösen Ahnungen!

Ach was! Nichts als Dummheiten!

Diesmal aber fluchte er nicht laut. Er fürchtete sich zu sehr vor einer Antwort. . . . die Antwort, die immer noch fehlte, aber doch einmal kommen mußte!

Er war also wirklich hysterisch geworden — er lachte sich selbst aus.

Und warum eigentlich? Daß weder Li-Chang noch Elena zu finden waren, obwohl ihre Kleider in der Halle hingen, war allerdings merkwürdig. Aber warum sofort den Teufel an die Wand malen und das Schlimmste befürchten? Es konnte ja so manches vor sich gegangen sein, ohne daß es deswegen gleich etwas Schreckliches zu sein brauchte. Aber hier in dem Kabinett war jedenfalls niemand zu sehen, soviel war klar, weder am Tisch noch sonstwo. Das Zimmer war menschenleer. . . . wie das ganze Haus!

Li-Chang und Elena mußten also aus irgendeinem ihm momentan unerklärlichen Grunde doch das Haus verlassen haben. Vielleicht in einem Auto. Das würde zum Beispiel zur Genüge erklären, daß sie ihre Mäntel zurückgelassen hatten. Vielleicht hatten sie Eile gehabt. Wie konnte er das wissen! Es gab Gründe genug, und er wollte sich den Kopf nicht länger darüber zerbrechen. Soviel war sicher: Sie waren nicht hier.

Aber alle seine Vernunftgründe wurden bald wieder von dem eigenartigen Gruseln über den Hausen geworfen, die jede Ecke des Hauses auszuatmen schien. Besonders auffallend strömte es ihm aus dem Zimmer hier entgegen. Er konnte auch auf die Dauer nicht umhin, sich die Unhaltbarkeit seiner Hypothese

einzugestehen, daß sie so mir nichts, dir nichts aus dem Hause gegangen wären, ohne ihm auch nur eine Zeile zu hinterlassen!

Aber vielleicht würde er oben irgendeine Nachricht finden. Der Gedanke war an und für sich unwahrscheinlich, aber das Ganze war überhaupt von so ungewöhnlicher Art, daß er sich nicht mehr zurecht fand. Immerhin mußte er einmal nachschauen!

Er riß sich gewalttätig von der geheimnisvollen Macht los, die ihn hier unten fesselte, und stürmte mit zitternden Knien die Treppe empor.

Es mußte doch irgend etwas geschehen sein, packte es ihn plötzlich, etwas Ernstliches! Er vermochte nicht länger mit seinen eigenen Gedanken und Befürchtungen Versteck zu spielen:

Es mußte ein Unglück geschehen sein! Aber welches?

Die Tür zu Elenas Schlafzimmer war angelehnt. Er wagte es kaum, sie aufzumachen. Seine Phantasie spiegelte ihm im voraus das entsetzliche Bild vor, das ihn beim Öffnen der Türe erwarten könnte: Die Leiche derjenigen, die er über alles in der Welt liebte! Als er aber mit einem raschen Fußtritt die Türe aufgestoßen hatte, konnte er erleichtert aufatmen:

Hier war sie auf alle Fälle auch nicht! Hier war alles in bester Ordnung. Alles stand und lag auf seinem gewöhnlichen Platze.

Und ebenso in seinem eigenen Schlafzimmer. Er konstatierte nur mit Erstaunen, daß die Türe zum Gang zugeriegelt war. Als er wegging, war das nicht der Fall gewesen. Wer hatte sie also dann zugelassen? Und warum? Na, das würde er vielleicht später erfahren.

Er ging wieder in Elenas Zimmer zurück. Und jetzt bemerkte er einen Geruch, als ob irgend etwas verbrannt worden wäre. Er sah auch, daß das Kamin-gitter offenstand, und als er hineinguckte, fand er einen Rest verkohlter Papiere. Sonst war der Ofen vollkommen ausgeräumt.

Was konnte Elena wohl hier verbrannt haben?

Sollte es ein Brief gewesen sein?

Er sah sich im Zimmer um, und sein Blick traf das Nachttischchen. Darauf lagen einige Briefe. Er stürzte darauf zu: es waren deren fünf, von auswärts, und alle an ihn adressiert!

Warum hatte sie die Briefe aber hier heraufgetragen?

Vorläufig mußte er darauf verzichten, alle die Rätsel zu lösen. Dagegen untersuchte er der Sicherheit halber noch die Zimmer der beiden Mädchen. Auch die Bodenkammer durchstöberte er. Dann ging er wieder die Treppe hinunter. Sein Gehirn hämmerte und seine Augen brannten, und je näher er an das Kabinett kam, desto intensiver drang das von vorhin wieder auf ihn ein: dieses Ahnen einer lauernenden Gefahr. . . . dieses Drohen eines Geheimnisses.

Und der Gedanke packte ihn aufs neue: Warum hatte keines von ihnen einen Bescheid für ihn hinterlassen? Er eilte in das Kabinett zurück und fing an, alles, was auf dem Schreibtisch lag, genau zu untersuchen. Aber er fand nichts, absolut nichts von Bedeutung. Mutlos ließ er sich in einen Stuhl fallen und blieb, den Kopf in die Hände vergraben, grübelnd und sinnend sitzen. Plötzlich fiel ihm ein, wie töricht er sich eigentlich benahm. Warum hatte er nicht sofort Li-Changs Wohnung angerufen! Er eilte zum Telephon, suchte hastig nach der Nummer, rief an, erwischte aber nur Li-Changs Diener, der die Auskunft gab, sein Herr sei zum Diner bei dem Bildhauer William French eingeladen.

„Ja doch, Sie sprechen eben mit French selbst“, sagte Billy, „aber Herr Li-Chang ist nicht mehr hier. . . . hat er nicht vielleicht mittlerweile nach Hause telephonierte?“ Der Diener verneinte und konnte keinen weiteren Bescheid geben. Billy hängte ab. Er überlegte, ob er die Polizei verständigen solle. Möglich immerhin, daß man dort etwas wußte, aber in dem Augenblick, da er wieder nach dem Telephon griff, fühlte er sich plötzlich wieder wie gelähmt. Ihm war, als wenn irgend jemand im Zimmer ihn fortwährend anstarrte. (Fortf. folgt.)

Der fremde Knecht.

Von Albert Leitich (St. Andrä).

Der Mond hing über dem Berg am zarten, abgebleichten Himmel. Das Heugras begann zu duften und seine Würze stieg betäubend in die klare Nacht.

In dem Bauerngehöft war alles zur Ruhe gegangen, aber mitten in der Nacht schlug der Hund an, und dann klang eine rauhe Stimme, die wollte ihn vergebens beschwichtigen.

Die Hofbäuerin hatte nicht schlafen können. Sie lag zwischen den heißen Rissen und hörte die fremde Stimme. Als sie in die weiße Nacht hinausblitzte, stand einer unten und klopfte an das Tor. „Wer ist da?“

„Einer, der um ein Obdach bittet“, kam die Antwort.

Da wurde der Hofbauer munter und sagte mit seiner ruhigen, schweren Stimme: „Ein Fremder ist draußen, Monika? Geh, frag' ihn, ob er was von der Feldarbeit versteht, dann kann er bei uns einstehen.“

Die Bäuerin erhob sich, sperrte dem Fremden das Tor auf, gab ihm Milch und Brot und bereitete ihm in der Kammer ein Lager. Dann ging sie wieder zu Bett und auf dem Hof wurde es still, nur der Brunnen wühlte lauter als vorher im Silberprühenden Trog.

Am nächsten Morgen erfuhren der Hofbauer und sein Weib, daß der Fremde ein Heimkehrer sei, der los und ledig ohne Anhang in der Welt stand. Jakob hatte den finsternen Ernst, die wortfarge Eindringlichkeit des schwerfälligen russischen Arbeiters. Mit sah der Mann aus, erschöpft und verzweifelt mit seinem zerknitterten Leinenkittel.

Die Sonne wuchs über den Bergen auf, ein feiner Duft kräufelte sich über den Matten, der Tau dampfte, das Gras hatte sich ausgerichtet und fiel lotrecht unter die Sense.

Der neue Knecht blieb immer im Vorteil, mähte mächtige Schwaden und arbeitete ruhig weiter, während die anderen rasteten.

„Das ist ein Tüchtiger!“ meinte die Magd, „da hat der Herr einen guten Fang getan!“

Der Fremde schwenkte auch die größten Lasten auf den Wagen und tat, als wäre er sein Lebtag daheim und versorgt auf dem Hofbauergut.

Bisher hatte der Vater des Hofbauern die Mesnerstelle versehen; als er krank wurde, übertrug man dieses Amt dem fremden Knechte, dem Jakob.

Es war merkwürdig, wie der wortfarge Fremde von allen Obliegenheiten seines Amtes am liebsten das Glockenläuten und die Pflege der alten Turmuhr versah. Er, der Einsilbige, führte lange Gespräche mit seinem Pflögling.

Nun, Uhren können dankbar sein. Wenn man sie gut und gewissenhaft behandelt, ärgern sie einem nicht, sie lügen nicht und ihr Schlag kann dann ein wahres Schlummerlied werden. Tid — taä; tid — taä. Der Jakob war nicht selten eingenickt, wenn er nach dem Gebetläuten sich die Pfeife angezündet hatte und ein wenig auf dem untersten Balken sitzen geblieben war.

Fleißig arbeitete der fremde Knecht untertags auch in Hof und Stall, aber das Gesicht der Hofbäuerin war fremd und hart, zuweilen vergah sie ihre Arbeit in der Küche und starrte mit großen, dunklen Augen auf den fremden, gealterten Mann, die Brust von einem gepreßten Atem hastig bewegt.

Es vergingen ein paar Monate, da begann eines Tages die Turmuhr zu hinken. Sie schlug unregelmäßig und der Minutenzeiger blieb zurück. Die Turmuhr war ein uraltes Werk. An den Seilen hingen schwere Backsteine, und der Pendel war ein langes Stück Eisen, an dem ebenfalls ein großer Steinwürfel befestigt war. Die Zahnräder griffen ruckweise ineinander, als wären sie Räder in einer Zahnradbahn und mühten steil einen Berg hinan. Und dabei taten sie einfach nichts anderes, als die Zeit mit eisernen Griffen festhalten, die sich durch die Räder hindurchschob. Doch lange, ruhelose Arbeit macht auch das Eisen müde, und so kam es eben, daß die große rastlose Uhr einen unregelmäßigen Gang bekommen hatte.

Dem Jakob war die Invalidin nur noch lieber geworden, weil ihr Gebrechen seinem glich. Er lächelte in sich hinein über die brüderliche Gleichheit auf dem Lebensweg. Er bekam es nämlich auch in die Füße, in letzter Zeit. Waren wahrscheinlich daran die unermesslichen Steppen Rußlands schuld, die er als hungernder Flüchtling durchstreifen mußte. Einmal aber holte er doch den Schmied heran, daß der seine Kunst an dem alten Werte versuchen sollte; dieser bastelte ratlos ein paar Stunden herum und konnte der Uhr keine andere Gangart angewöhnen. Und so blieben beide, der Jakob, dem ebenfalls der Dorfbader, den er zu Rate gezogen hatte, nicht helfen konnte, und die Uhr Invaliden, kamen aber trotzdem rechtschaffen mit der Zeit mit.

Der Knecht half jetzt fleißig beim Dreschen. Draußen vor der Scheune lief der Regen in silbernen Schnüren vom Dach, und die Hofbäuerin stand in der Küche, dem Gefinde das Essen zu richten und dachte an den Fremden, der immer magerer und einsilbiger wurde. Am Halse klopfen ihm die schwarzen Adern, scharf sprang die Nase aus dem hageren, barlosen Gesicht. Ein düsteres Lächeln lag über seinen starren Zügen.

Ehe Hofbauer und Knecht in die Küche zum Abendmahl traten, wuschen sie sich noch beim Brunnentrog das Gesicht. Der Bauer hob den Kopf und sagte: „Die Uhr stimmt net, Jakob. Da mußt du was machen. Allweil bleibt sie zurück. Kannst es selber auf meiner Taschenuhr sehen, daß sie net richtig geht!“

Der Jakob erwiderte: „Schon, schon, Hofbauer. Ist halt schon eine alte Uhr. Die will manchmal ein wenig austrasten . . .“

Dabei war es ihm gar nicht ums Wickemachen zu tun, er wollte die Uhr nur entschuldigen, weil er damit sein eigenes Gebrechen verteidigen konnte.

Keine Unruhe war in seinen Zügen, der nackte, braune, magere Arm mit den Altersfalten am Ellbogengelenk wies nach der Uhr und er stand dabei im Sonnenschein, den der Novemberabend wie eine Gnade verschenkte, ganz ins Licht gehoben und hielt den Wehstein, der ihm dunkelglänzend und feucht wie ein Fisch in der Hand lag. Dann setzte er sich auf die Hausbank vor der Tür und suchte den Tabak hervor, während der Hofbauer ins Haus trat. Er trug die Zündhölzer lose in der Westentasche, streifte an einer kleinen Reibfläche an und hütete die kleine Flamme sorgfältig in der hohlen Hand, bis die Pfeife brannte. Die Pfeife zwischen den Zähnen, die Hemdärmeln aufgerollt, die nackten Arme übereinandergeschlagen, so sah er barhaupt in der Sonne, und um ihn her wehte die Stille.

Nun kam die Hofbäuerin zur Tür heraus, sah den Knecht und setzte sich zu ihm auf die Bank.

„Du warst ja auch Soldat gegen Rußland, Jakob. Sag', habt Ihr viele von eurem Regiment begraben?“

Einen Augenblick zögerte er, dann wandte er ihr mit einer gewaltigen Anstrengung seines Willens das dunkle Gesicht zu, in dem die Falten tief lagen, und sagte: „Nicht nur in unserem Regiment, überall gab es furchtbare Verluste — ja, Krieg ist Krieg!“

Seine Stimme hatte einen heiseren, scharfen Klang, und er schlug die Asche in die Faust und blickte starr auf das graue Häuflein, das ihm der Wind fortblies. „Es ist halt einmal so . . .“, sagte er abschließend, stand langsam und schwerfällig auf und ging.

Zwei Tage später erneuerte die Hofbäuerin das Gespräch mit dem Knecht, der ihr erzählte, daß ganze unermessliche Strecken Landes ein riesiges Massengrab geworden seien. Überall wüchse Korn über den toten Leibern und bunte Schmetterlinge tanzten in der Sonne darüber hin, und von vielen Toten gäbe niemand und nichts Kunde.

Der Jakob schwieg, die Stirn tief gesenkt und ohne die langsam sich entfernende Gestalt der Frau anzusehen. Es würgte ihm heiß und erstickend im Schlund, daß er stöhnte. Leise verließ er den Hof.

Er wanderte langsam nach der Kirche, stieg hinauf in den Glockenturm und besuchte seine Freundin, die alte Uhr. Er hantierte dann mit den schweren Steingewichten, und auf einmal ging das Werk ein wenig lauter und energischer. Der Jakob hörte es und war zufrieden. Als er jetzt sich über die Zahnräder beugte und in den Abgrund sah, wo tief unten an den langen Seilen die Steinblöcke hingen, da war ihm auf einmal, als ginge jemand an ihm vorbei, den er nicht sah. Es fröstelte ihn leicht. Im Turm aber flogen plötzlich alle Fledermäuse auf und da holte auch laut und hörbar plötzlich der Klöppel zum Schlag aus. Dem Knecht war nicht heimisch zu Mut; trotzdem blieb er stehen, um auf den Glockenschlag zu warten. Da rasselte das Werk — es tat einen leisen Seufzer und der gewaltige Pendel stand still.

Der Jakob sah schon hinauf zu den schweigenden Glocken, stieg langsam in der Dämmerung die hölzernen Stufen hinauf und beugte sich über das Uhrwerk, tiefer, immer tiefer . . .

Am nächsten Morgen fand man den fremden Knecht mit zerstückelten Gliedern tot tief unten bei den steinernen Gewichten liegen.

Zwei Tage später brachte eine Zeitung folgenden Bericht: „In der Nähe von Oedenburg hat sich auf einem Gehöft ein trauriges Nachspiel des Krieges zugetragen. In einem Knecht, der dort bei einem Bauern im Dienst gestanden war und der sich vom Glockenturm heruntergestürzt hatte, wurde bei der Feststellung der Identität zur größten Überraschung der seit Kriegsbeginn verschollene erste Gatte der Bäuerin erkannt, bei deren zweiten Mann er eine An-

stellung gefunden hatte. Dem Mann war es gelungen, nach achtzehnjähriger russischer Gefangenschaft durch China nach Hause zu flüchten. Hier erfuhr er, daß seine Eltern längst gestorben sind und seine Frau sich zum zweitenmal verheiratet hat. In dem zerlumpten alten Mann erkannte niemand den Hofbauern, der, um in der Nähe seiner Frau zu sein, auf dem Gehößt des zweiten Mannes um Arbeit bat und dort auch Beschäftigung erhielt. Er arbeitete monatelang fleißig, ohne erkannt zu werden, bis er Selbstmord verübte, um nicht das neue Glück seiner Frau zu stören.“

Der steinerne Löwe.

Von Heinrich Veis.

Auf einem der Pariser Friedhöfe begegnet dem Wanderer mitten zwischen Gräberreihen ein seltsames Monument; über einem Sodel lauert, wuchtig hingegossen, ein Löwe aus Stein. Dieser Löwe stellt nicht, wie anderwärts wohl, allein ein Sinnbild für heldische Eigenschaften dar, sondern gemahnt an wirkliches Geschehen und an die Freundschaft eines Tieres, das mit dem seiner Klugheit und Treue gefekten Denkmals gleichsam noch nach dem Tode seinem Herrn nahe sein darf.

Die Grabstätte, über der mit mächtigem, mähenumwolktem Hals der steinerne Löwe wacht, ist die der einst berühmten und vielverzweigten Tierbändigerfamilie B. Jener Familie entstammten nicht nur einige der besten und begabtesten Domppteure, außer den bekannten, gefeierten Trägern des Namens waren auch Angehörige der Seitenlinien, Bettlern, Neffen und Nichten, mit größerem oder geringerem Erfolg in der Raubtierdressur tätig. Einer der Rechten des Geschlechtes, Aristide, konnte seinen Beruf zu solcher Vollenbung bringen, daß er durch Güte und Verstehen den wilden Sinn der Raubtiere geradezu zu der Fügsamkeit friedlicher Menschengesährten wandelte.

Von ihm und seinen Tieren sind wunderliche Geschichten im Umlauf, die, mag schon Legende ein wenig die Wirklichkeit umweben und verschleiern, doch auf außergewöhnliche Anhänglichkeit der wildgeborenen Jöglinge an ihren Meister hindeuten. Sein Lieblingslöwe war Brutus, eben jener, der für das Grabmonument Figur und Anregung gab. Der Löwe Brutus, ein vielseitiger Künstler in der Manege, hatte sich in ein seltsam menschennahes Verhältnis gewöhnt. Sein Herr pflegte ihn gleich einem Hund durch die Straßen an der Kette zu führen, und solche Schaustellung, zuerst gewiß nur als werbender Hinweis auf die Veranstaltungen des Zirkus gedacht, wurde dem Tierbändiger schließlich liebe und beinahe selbstverständliche Gepflogenheit. Mit den stolzen und geschmeidigen Bewegungen seiner Rasse folgte Brutus dem Domppteur, gutwillig und ohne Falch, wie sich vorzugsweise im Wesen der Raubtiere, in ihrer Einstellung zum Menschen die Art ihrer Behandlung spiegelt.

Es kam dahin, daß Brutus gleich einem starken Wächter seinen Herrn sogar in Gasthäuser begleitetete, ein ebenso seltenes wie aufsehenerregendes Bild. Daß Aristide derart mit der öffentlichen Sicherheit in Meinungsverschiedenheit geriet, kümmerte ihn wenig; der Tierbändiger war mit fortschreitendem Alter wunderbarlich geworden und zahlte ohne Widerstreben die ihm auferlegten Geldbußen. Zu ernstlichem Einschreiten fand sich indes kein Grund, da Brutus auch inmitten des um seine Zähne und Pranken geballten Schreckens seine ruhige Würde nie vergaß.

Für den Fortgang der Geschichte, die ein alter Friedhofswärter erzählte, kann ich nicht bürgen, doch sie klingt so romantisch und ist von einem bei aller grotesken Absonderlichkeit so leuchtenden und rührenden Humor, daß ich es nicht über mich gewinnen kann, sie zu verschweigen. Aristide soll in späteren Jahren, mehr als ihm guttat, ein eifriger Jünger des neärischen Gottes Bacchus geworden sein. Daß er, bezaht heimkehren, die Geister des Weins in den Löwentäsig trug und zwischen den Pranken der vierfüßigen Schüßlinge seinen Rausch verschleief, mochte noch hingehen, denn mit solchem Beginnen gefährdete er keinen andern als sich selbst, und er war doch der Treue und Zuverlässigkeit seiner Raubtiere so bewußt, daß er auch nüchternen Sinnes vor dem gleichen Wagnis kaum zurückgeschreckt wäre. Bedenklich wurde das Spiel, wenn er Brutus zu solchen Abenden weinfrohen Zehertums mitnahm. Nicht, daß den Löwen etwa seinerseits, in alljudrastigem Tierbändiger-Latein, Lust nach einem kräftigen Schluck angekommen wäre, doch den schwankend heimkehrenden Aristide mußte zuletzt sein mähentragender Begleiter zur Behausung zurückleiten. Nicht der Domppteur führte mehr den Löwen, sondern der Löwe verfolgte seinen Weg zum heimischen Käfig mit der Spürsinnigkeit

eines Hundes, und der Trunkene torkelte weinselig dem Zug der Kette nach.

Der Phantasie sei es vorbehalten, dies Bild der Heimkehr sich in seiner fast gespenstigen Komik auszumalen. Mag es Erfindung sein, was verliert es darum an Wirkung? Der Bezecht zwischen einsam hallenden Häusern, gleichsam entseht starrenden Fensteraugen und dem rötlich über die Giebel wachsenden Mond. Der Löwe, wie das Schötkier eines Urwaldriesen, tragt vor gespannter Leine, den Menschen hinter sich herziehend. Von Schred aufgerissene Gesichter später Nachtgänger kleben an den Straßeneden, und selbst der Wächmann spät unsicher aus der Deckung eines Laternenpfahles. Bis Lehrer und Jögling endlich hinter Gittern beieinander schnarphen, und Aristide, ein zweiter Daniel in der Löwengrube, von Feindschaft und Gefahr nicht wissend, sanft schlummert wie in Atemnähe einer geliebten Frau.

Was von der Legende wirklich bleibt, ist der Kern der in dankbarer Anhänglichkeit wurzelnden Löwentreue. Und soll jene andere Legende, die von Falschheit der Rake spricht und von Falschheit auch jenes königlichen Tieres, mehr Geltung haben als eine Geschichte, die aus naher Gemeinschaft von Mensch und Raubtier entsprang? Der steinerne Löwe auf dem Grabdenkmal ist nicht Erinnern nur an abenteuerlich-bewegtes Schicksal, sondern Mahnruf auch zur Gerechtigkeit gegenüber jenen Geschöpfen, die in wilder Freiheit geboren, zum Daseinstampf der Selbsterhaltung getrieben, doch für den Freund, der ihr Herz gewann, Dankbarkeit und Aufopferung aus unverdorbenem Wesen aufzubringen imstande sind.

Wo Adam Riese nicht helfen konnte.

(Ein Schildbürgerstreich.)

In Schilda zahlte seit altersher keiner gerne Steuern. Darum begaben sich die Schildbürger einst zu dem berühmten Rechenmeister Adam Riese. „Wir haben kein Geld in der Gemeindefasse“, klagten sie, „hilf du uns, Adam Riese“.

Adam Riese versprach, ihnen zu helfen. Er erbat sich bei der erzgebirgigen Bergwerksverwaltung, wo er Beamter war, Urlaub und reiste nach dem Städtchen, das wegen seiner Streiche im ganzen Vaterland berühmt ist. Bei der Revision der städtischen Kasse stellte sich bald heraus, daß weder Bücher noch Belege da waren. Adam Riese, ein Meister in seinem Fach, legte den Schildbürgern Haushaltsbücher an und beehrte sie, daß alles, was einging, auf die eine Seite, alles, was ausging, auf die andere Seite aufgeschrieben werden müßte. „Vor allem“, betonte er, „kommt es darauf an, daß die Einnahmen auf der linken Seite größer sind, als die Ausgaben auf der rechten.“

Die Schildbürger hörten ihn aufmerksam an und versprachen, gemäß seinen Lehren zu verfahren. Adam Riese reiste wieder nach Annaberg im Erzgebirge zurück. Lange Zeit hörte er nichts von ihnen. Aber im nächsten Frühjahr kam der Schildbürger-Stadtkämmerer zu ihm und jammerte, daß es noch schlimmer sei als vorher. „Eure Ausgaben sind zu groß“, meinte Adam Riese. — „Nein“, erwiderte der Kämmerer, „wir haben alles eingetragen, wie Ihr es geraten habt.“

Er legte das Haushaltsbuch vor. Wirklich, da waren Kolonnen von Zahlen fein und säuberlich eingetragen. Links standen die Steuerpflichtigen mit Namen und Vornamen aufgeführt, und in der Rubrik hinter ihrem Namen die Steuerzahlen. Rechts waren die Anschaffungen der Stadt und die Gehälter verbucht. Alles stimmte. Riese konnte keinen Rechenfehler finden. Die Einnahmensseite ergab einen beträchtlichen Überschuf über die Ausgabenseite.

„500 Meißnerische Taler und 188 Silbergrofchen Überschuf“, rechnete Adam Riese aus. „Die müssen da sein. Wo sind Sie?“

„Wir haben alles aufgeschrieben, aber das Geld ist nicht da.“

„Habt ihr das Geld denn nicht einkassiert?“ erkundigte sich Riese argwöhnisch.

Da schüttelte der Kämmerer unwillig den Kopf. „Den Ärger mit dem Einkassieren wollten wir uns ja gerade ersparen“, sagte er, „denn unsere Schildbürger zahlen nicht gern Steuer. Wenn wir's hätten einziehen wollen, dann hätten wir eure ganze Rechenkunst nicht gebraucht, Herr Adam Riese!“

Und würdevoll ging der Schildbürger davon und nahm das schwere Rechenbuch gar nicht mehr mit.

Memorandum.